

Ästhetik, Nachhaltigkeit, Begrenzung

Anmerkungen zu normativen Dimensionen des kleinen Wohnens

Die Siedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen entstand in den Jahren 1930 bis 1932 als Mustersiedlung des Neuen Bauens. Wie etwa die Stuttgarter Weißenhof-Siedlung wurde Neubühl unter der Maxime des *befreiten Wohnens* geplant und bot so „mehr Raum, Luft und Licht“ und stellte so eine „städtebauliche Alternative zu den abweisenden Blockrandbebauungen“¹ dar. Geplant wurde Neubühl durch eine Gruppe junger Avantgarde-Architekten, die zu diesem Zweck auch eine gemeinnützige Genossenschaft gründeten. Inspiriert waren sie vom Neuen Bauen wie auch von der Ausstellung „Die Wohnung“ 1927 in Stuttgart als erster internationaler Ausstellung zum modernen Wohnen. Neubühl ist bis heute, so die NZZ, „mit den 194 Wohnungen in 121 weißen Häusern die wichtigste und größte Gesamtüberbauung im Stil des ‚neuen Bauens‘“.²

Neubühl unterscheidet sich jedoch in mehreren Punkten von der Weißenhof-Siedlung und anderen vergleichbaren Projekten: Sie war nicht geplant als Experiment, um unterschiedliche Bauweisen oder Grundrisse auszuprobieren, sondern war von Beginn an damit konfrontiert, wirtschaftlich sein zu müssen.³ Nur bereits erprobte Materialien und Bauweisen kamen daher zum Einsatz, um ein Gelingen des Projektes zu gewährleisten. Mit einem Kredit der Stadt Zürich, der mit entsprechenden Auflagen verbunden war, konnte die Genossenschaft das Projekt realisieren, musste dabei jedoch zeitweise auch wirtschaftliche Einbußen hinnehmen. Zum anderen ging es der Neubühl-Genossenschaft nicht primär darum, Wohnungen zu günstigem Mietzins anzubieten – auch wenn dies zunächst geplant war. Anders als beispielsweise bei der Weißenhof-Siedlung oder in der Programmatik von Le Corbusier oder Mies van der Rohe spielten soziale Motive zwar auch hier eine Rolle, aber insbesondere aufgrund des finanziellen Drucks nur eine untergeordnete. Wenn also auf dem internationalen Kongress Moderner Architektur 1929 in Frankfurt, auch unter Beteiligung von Neubühl-

Architekten, über die Wohnung für das Existenzminimum elaboriert wurde, ist dies für Neubühl weniger zu verstehen als ökonomisches Minimum, sondern im Sinne von Minimalwohnungen als positive Reduktion, als Begrenzung und Fokussierung auf wesentliche Elemente. Die Verknüpfung von funktionalen und gestalterischen Anforderungen mit sozialen Problemen – der Aspekt der sozialen Ökonomie des Neuen Bauens – resultierten in Neubühl so auch weniger aus dem Bedarf an möglichst billigem Wohnraum, sondern eher aus dem Bedarf an Wohnraum an sich und der Frage, wie ein Massenwohnungsbau ästhetischen Ansprüchen genügen kann und dabei auch Elemente der Umgebung – der Blick auf Zürichsee und Gartenanlagen – einbeziehen kann.

„Im September 1931“, so berichtet die NZZ, „pilgerten 12.000 Menschen an die Ostbühlstrasse und wollten das neue Quartier sehen“.⁴ Das Interesse war also groß, dennoch gab es Probleme, die Wohnungen auch alle zu vergeben.⁵ Die Neubühl-Genossenschaft, das wird auch hieran deutlich, wollte nicht in erster Linie bezahlbaren Wohnraum anbieten, sondern richtete sich an den besser verdienenden Mittelstand. Es ging damit nicht um den Bau kleiner und preiswerter Wohnungen für die breite Bevölkerung, der v. a. über eine Minimierung der Wohnfläche und seriellen Bau erreicht werden konnte. Eher traf hier eine generelle Notwendigkeit nach Wohnraum auf ein erzieherisches Verständnis des Neuen Bauens, das mit Reduktion und Funktionalität einen stark normativen Impetus verband: Es sollte weniger Ballast und weniger Prunk geben, sowohl in der Gestaltung von Häusern wie auch in der Inneneinrichtung. Die „Werkbund-siedlung Neubühl“ wurde so auch als Ganzes geplant mit einheitlichen Einrichtungen in den verschiedenen Wohnungen. Dazu gehörten auch eine Wohnausstellung in Neubühl und eigens für das Projekt durch die 1931 gegründete und mit der Genossenschaft verbundene Wohnbedarf AG entworfene Typenmöbel.⁶

Dieses Zusammenkommen von moderaten, aber nicht günstigen Preisen, moderner Architektur, reduzierter Wohnfläche, sowie damit verbunden schlichten, funktionellen Möbeln, teils Typenmöbeln, und der Schwierigkeit, für dieses Projekt auch Bewohner*innen zu finden, verweist auf einen Punkt, der für diesen Beitrag eine zentrale Rolle spielt: Die Tendenzen der räumlichen und gestalterischen Reduktion, die sich an Neubühl zeigen lassen, werden nicht als Durchschnitt verstanden, sondern als Besonderheit, die durch kulturelles Kapital erst entschlüsselt worden ist. So gehörten zu den ersten Mieter*innen Neubühls Architekten, Fotografen, „weiter ein Zahnarzt sowie Lehrer, Juristen, städtische Beamte oder Angestellte“⁷, die sich von Projekt, Lage und Architektur am Rand Zürichs angezogen fühlten. „Später hieß es“, so ein Bericht der NZZ, „in Neubühl würden die Kommunisten leben“, da hier bereits „in den 1940er Jahren Frauen mit kurzen Haaren und langen Hosen“⁸ wohnten.⁹ Die Wertschätzung für *kleine*

und *reduzierte* Wohnungen, deren Mietzins *nur* für die Mittelschicht bezahlbar war, war keine Selbstverständlichkeit – sie bedarf zunächst des Wissens über dahinterstehende Prämissen und Ästhetiken, der Ausbildung des entsprechenden Geschmacks für Neues Bauen und des Willens, diese Begrenzungen nicht nur hinzunehmen, sondern auch als Möglichkeit zu begreifen. Die geschmacklichen Fragen des Projektes boten damit Möglichkeit zur Distinktion und zur Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe, die sich durchaus als Avantgarde verstand.¹⁰

Den Zusammenhang zwischen Wohnen und der sozialen Verortung hat für die Empirische Kulturwissenschaft Elisabeth Katschnig-Fasch¹¹ pointiert herausgearbeitet; er findet sich bezüglich der Ortswahl auch als Teil neuerer Arbeiten im Fach.¹² Dabei spielen auch Geltungskonsum und Distinktion durch die unterschiedlichen Praktiken des Wohnens eine zentrale Rolle, die u. a. Andreas Reckwitz in der „Gesellschaft der Singularitäten“ zusammenfasst: „Das Wohnen – der Wohnort wie die Gestaltung der Wohnung – avanciert zu einer Quelle spätmoderner Identität.“¹³ Reckwitz konstatiert der „Akademikerklasse zwischen Vancouver, Amsterdam und Melbourne“ einen „Kulturkosmopolitismus des Interior Design“, der sich durch „Klarheit, Ruhe und schlichte Eleganz einerseits, Interessantheit und kulturelle Diversität andererseits“¹⁴ auszeichne. Die Form des kuratierten Wohnens im Zusammenkommen von Reduktion und Besonderheit, von Wohnort und Wohngestaltung, von der bei Reckwitz die Rede ist, findet sich in den Grundzügen auch beim Beispiel Neubühls. Sie verweist auf unterschiedliche normative Dimensionen des Wohnens, um die es in diesem Beitrag gehen soll. Genauer soll hier am Beispiel unterschiedlicher Entwicklungen und Felder des Wohnens gezeigt werden, wie spezifische Konstellationen positive Bezüge auf reduziertes und kleines Wohnen ermöglichen, das jedoch als ökonomisch und kulturell privilegiert aufgefasst wird. Damit besteht ein Unterschied zur „Tiny House“-Bewegung als weiterer Form des kleinen Wohnens, bei der ökonomische Begrenzungen eine größere Rolle spielen. In diesem Beitrag soll es hingegen um Formen des kleinen Wohnens der „neuen Mitteklasse“ gehen. Gefragt wird, welche normativen Dimensionen dazu beitragen, dass Reduktionen im Wohnen als Möglichkeit oder Vorteil und nicht als Nachteil oder unfreiwillige Begrenzung aufgefasst werden. Durch die Zusammenschau unterschiedlich gelagerter Aspekte – von ökologischen Faktoren der Nachhaltigkeit über ästhetische Argumente bis hin zu Orientierungen an einem Mittelmaß – soll so ein Blick auf normative Dimensionen des kleinen Wohnens geworfen werden.

Solche normativen Dimensionen zeigen sich etwa in programmatischen Ansprüchen von Architektur, wie am Beispiel der Werkbundsiedlung Neubühl und genereller am Beispiel des Neuen Bauens deutlich wird – auch wenn hier ur-

sprünglich angedachte soziale Aspekte wie die Öffnung der Siedlung für Arbeiter und Handwerker im Verlauf der Planungen vor allem aus finanziellen Gründen in den Hintergrund traten.¹⁵ Zudem sind sie – gegenwärtig vermehrt – Teil der technischen Umsetzung des Bauens, wenn es zum Beispiel um Niedrigenergiebauten, Solarkollektoren, Wärmedämmung, den Energieaufwand für die Herstellung und den Transport von Baustoffen, die Nutzung von nachwachsenden Rohstoffen oder die Effizienz von Heiztechnologien geht. Nachhaltigkeit ist im Wohnen, insbesondere im urbanen Kontext, zu einer zentralen Variablen geworden: „[B]eim Umgang etwa mit Abfall, Energieverbrauch, Nahrung und Verkehr“, so Johannes Moser und Moritz Ege, geht es um ethische Fragen „des guten und richtigen städtischen Lebens“, und „Appelle, die auf eine (freiwillige oder durch Anreize gelenkte) veränderte Lebensführung der StadtbewohnerInnen abzielen“, gewinnen an Bedeutung.¹⁶ Normative Fragen erstrecken sich so aber auch auf Wohnformen und -praktiken selbst. Exemplarisch für aktuelle Entwicklungen sei hier eine Forderung der Kölner *Grünen* aus dem Jahr 2019 erwähnt, den Typ des Einfamilienhauses als nicht nachhaltig zu überdenken¹⁷ und eine bedarfsgerechtere Zuteilung von Wohnfläche anzustreben, bei der eine Unterbelegung von Wohnraum vermieden wird. In dieser zugespitzten Form, die im vorliegenden Beispiel zum Teil auch der journalistischen Dramaturgie zuzuschreiben ist, lassen sich solche politischen Forderungen zwar selten finden.¹⁸ Debatten über den ökologischen Anspruch des Wohnens sind unterdessen Alltag und zeigen sich u. a. im genossenschaftlichen Bauen und Wohnen, wobei auch konkrete Praktiken des Wohnens und Haushaltens, insbesondere auch die Größe der Wohnfläche, einbezogen sind.

Deutlicher noch wird die Hinwendung zum nachhaltigen Bauen und Wohnen als gegenwärtige gesellschaftliche Leitvorstellung durch entsprechende Förderinstrumente auf Landes- und Bundesebene, die Nachhaltigkeit und Energieeffizienz zum Förder- und Zertifizierungskriterium machen. Ökologisches Bauen ist in diesem Moment nicht individueller Anspruch, sondern Maßgabe und Erfordernis, um bestimmten baulichen Standards und Kriterien gerecht zu werden. So sind nachhaltige Bauprojekte wie auch genossenschaftliches Bauen jeweils im Spannungsverhältnis zwischen ökonomischem Druck und der Verwirklichung normativer Ideale zu betrachten. Laura Gozzer etwa verweist in ihrer Arbeit darauf, dass genossenschaftliches Wohnen aufgrund des Rückzugs des Wohlfahrtsstaates zur Notwendigkeit werden kann. So werden hier „Werte einer nachbarschaftlichen Solidarität und des Gemeinwohls formuliert und gegen gewinnorientiertes Wirtschaften mit Wohnraum positioniert“¹⁹ – dies aber wohl-gemerkt auch als Replik auf den entsprechenden ökonomischen Druck. Nachhaltigkeit als Leitvokabel einer „Gesellschaft der Nachhaltigkeit“, so der Soziologe

Sighard Neckel²⁰, ist analog dazu nicht als isolierter Wert, sondern als Faktor in einem Wechselspiel zwischen Druck und Verwirklichung zu verstehen. In diesem Wechselspiel wird positiv auf Werte wie Nachhaltigkeit oder Gemeinwohl verwiesen, und dies auch als positive Bezugnahme auf räumliche Reduktionen des Wohnens, die aus entsprechenden Erfordernissen des nachhaltigen und genossenschaftlichen Bauens resultieren. Positive Bezüge auf räumlich und gestalterisch reduziertes Wohnen finden sich zudem in den oben angesprochenen Dimensionen des „guten Geschmacks“ und der Ästhetik, die mit anderen Werten in einen Zusammenhang gebracht werden. Johannes Moser und Moritz Ege verweisen auf die Biennale 2000 in Venedig, die mit dem Slogan „Less Aesthetics, More Ethics“ als Maßgabe zeitgenössischer Architektur titelte.²¹ Überträgt man dieses Motto auf den Konnex zwischen Nachhaltigkeit und Konsum, müsste man eher von einer „aesthetic ethics“ sprechen, von einer Ästhetik also, die für sich in Anspruch nimmt, auch ethisch zu sein – und dies zum Beispiel über den Kauf von hochpreisigen, nachhaltigen und gemäß ethischer Standards gefertigten Produkten. Die Wohngestaltung der neuen Mittelklasse, von der etwa bei Reckwitz die Rede ist, wird nicht lediglich an ästhetischen Merkmalen, sondern zunehmend auch an ökologischen Kriterien gemessen. Nachhaltigkeit kann in diesem Bereich als Luxus angesehen werden: Es sind vor allem Designermöbel im oberem Preissegment, bei denen nachhaltige Rohstoffe und Produktionsprozesse ausgewiesen werden. Deren Konsum muss man sich also zunächst leisten können – ein Argument, dass etwa auch mit Bezug auf als ökologisch zertifizierte Lebensmittel vorgebracht wird. Die Hochpreisigkeit nachhaltiger Möbel greift etwa IKEA auf, wenn in einer Werbekampagne im Herbst 2020 mit dem Slogan „Nachhaltigkeit darf kein Luxus sein“ geworben wird.²² In den Kategorien „Wasser & Energie“, „Material“, „Gesundheit“, „Essen“ und „Möbel“ werden jedoch nicht in erster Linie Produkte des Unternehmens vorgestellt, sondern Tipps zum Wassersparen, zum Reparieren von Möbeln oder für den guten Schlaf präsentiert. Neben den Klimazielen und dem „Sustainability Report“ von IKEA finden sich jeweils dazu passende Produkte, die so weniger im Kontext der Massenproduktion günstiger Möbel stehen, sondern für das Versprechen eines nachhaltigen Konsums. So wird nicht nur die Formsprache von Designermöbeln, sondern es werden auch die mit diesen häufig verbundenen Merkmale eines ethischen Konsums übernommen. Dies wird allerdings nicht isoliert betrachtet, sondern als Teil einer nachhaltigen Lebensführung, die alltägliche Praktiken des Wohnens und Lebens miteinschließt.

Solche Versprechen, dass der Konsum von Gütern – von Lebensmitteln über Kleidung bis hin zu Möbeln – zusammen mit einer entsprechenden Lebensführung nachhaltig sein kann, fügen sich auf spezifische Weise in aktuelle gesell-

schaftliche Debatten über eine Postwachstumsgesellschaft ein, bei denen die Endlichkeit des Wachstums ebenso wie die Notwendigkeit, individuelles und gemeinschaftlichen Handeln so auszurichten, dass Ressourcen nicht unverantwortlich verbraucht werden, angemahnt werden.²³ Die Umsetzung der damit verbundenen Überzeugungen reicht vom Verzicht des Minimalismus und von Versuchen, Dinge möglichst lange zu nutzen und zu reparieren, bis zu subversiven Praktiken der Verwertung eigentlich abgelaufener Lebensmittel und schließlich zu „konsumfreundlichen“ Ansichten, dass auf die Herstellung, den Gebrauch und Verbrauch möglichst nachhaltig hergestellter Güter nicht verzichtet werden muss. Die Spannung zwischen Konsum und Nachhaltigkeit wird hier dadurch aufgelöst, dass Konsum nicht als Problem, sondern als Lösung konzeptualisiert wird. Im Gespräch mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* postuliert etwa der Geschäftsführer eines dänischen Möbelherstellers: „Durch Konsum machen wir Dinge besser“.²⁴ Es wäre verkürzt, diese positive Verknüpfung von Nachhaltigkeit und Konsum nur als Marketingstrategie zu begreifen, wiewohl dies sicherlich ein zentrales Element ist. Forschungen zu Kund*innen der US-amerikanischen Bio-Supermarkt-Kette „Whole Foods“ etwa zeigen, dass „shopping for change“²⁵ unter dieser Klientel eine verbreitete Vorstellung ist, die sich nicht nur auf die konkrete Praxis des Einkaufens bezieht, sondern für spezifische Arten der nachhaltigen Lebensführung konstitutiv ist. Johnston spricht in diesem Zusammenhang auch vom „citizen-consumer hybrid“²⁶, bei dem Praktiken des Einkaufens in Bio-Supermärkten über den Konsum hinausreichen und integrativ für eine Selbstsicht als nachhaltige Bürger*innen sind. Ethischer Konsum bedeutet damit nicht unbedingt Verzicht, sondern alternative Formen des Konsums, bei dem hochpreisige Lebensmittel, aber auch Luxusmode²⁷ und Luxusmöbel Nachhaltigkeit versprechen. Carfagna u. a. sprechen in Anlehnung an Bourdieu auch von einem „eco-habitus“²⁸, bei dem lokale, nicht-industrielle und nachhaltige Produkte bevorzugt werden und Konsum als kollektive Distinktionsstrategie zum Einsatz kommt. Dabei spielt zwar auch die ästhetische Qualität von Produkten eine Rolle, die sich im Kontext von Nachhaltigkeit vor allem durch Funktionalität, Schlichtheit und Zeitlosigkeit auszeichnet. Neben das kulturelle Kapital über Kennerschaft und Geschmack bestimmter Stilrichtungen treten hier jedoch noch ökologische Anforderungen an Rohstoffe und Verarbeitung als zusätzliche Qualitätskriterien.

Als Beispiel für eine derartige Verbindung von Nachhaltigkeit und Design kann auch das *Flagship Haus* auf der Internationalen Möbelmesse 2017 in Köln angesehen werden. Das Konzepthaus, das als Modellvision für künftiges Wohnen präsentiert wird, wurde hier „Sustenance-House“²⁹ genannt: nicht exzessiv, sondern die Versorgung sicherstellend und maßhaltend, von hoher Qualität und gutem

Design. Generell lässt sich auf den Kölner Möbelmessen der vergangenen Jahre ein Trend hin zu solchen Minimalismus- oder Mäßigungskonzepten beobachten, hin zum Wohnen auf kleiner Fläche – und dies ganz besonders im Hochpreissegment. Es gibt überdies zahlreiche Beispiele in Blogs, Magazinen und Werbeanzeigen sowie in zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Buchmarkt über Inneneinrichtung und Wohnen, in denen diese Bewegung zum Maßhalten, zur Reduktion und zum Leben in kleineren Räumen mit nachhaltigen und hochwertigen Möbeln zum Ausdruck kommt. Die unterschiedlichen Bezugnahmen auf Nachhaltigkeit in diesen Bereichen des (Wohn-)Konsums verweisen auf etwas, dass der Soziologie Matthias Zick-Varul als „ethical selving“ beschreibt: „Fairtrade consumers, by enacting their political and moral concerns through consumer choice, are at the same time constructing themselves as ethical selves.“³⁰

Konsum ist in der von Neckhard et al. apostrophierten Gesellschaft der Nachhaltigkeit kein funktional differenziertes Phänomen, sondern als Praktik mit Lebensführung und Subjektivierungsprozessen eng verknüpft, die jeweils auf spezifische „cultural contexts“³¹ Bezug nehmen, in denen Aushandlungen über normative Dimensionen des Konsums stattfinden und in denen sich unterschiedliche Debattenstränge finden. Nach Lara Gruhn kann so der „Ethik-Konsum als Feld der Selbstermächtigung“ verhandelt und bezüglich seiner „reflexive[n], subjektformierende[n] und performative[n] kulturelle[n] Praxen untersucht werden.“³²

Bezugnahmen auf die entsprechenden kulturellen Kontexte und Praktiken verweisen dabei nur selten – im Sinne von ideologischen Setzungen – auf geschlossene Argumentations- und Interpretationsrahmen, sondern bringen unterschiedlich situierte Bestände und Diskursfragmente zusammen, die sich partiell auch durchaus widersprechen oder in Konflikt zueinander stehen können. Nachhaltigkeit, Ästhetik, Präferenzen für Wohnorte und -arrangements sowie ein Luxuskonsum mögen sich zwar als „ethical selving“ zusammenfügen, sind aber nicht identisch und speisen sich aus unterschiedlichen Quellen. Eine diskursive Gemeinsamkeit dieser verschiedenen Bereiche scheint in einem positiven Bezug auf das Maßhalten als Aspekt oder Effekt übergeordneter Ansichten zu liegen.

Aber auch das Maßhalten für sich kann als positive und anzustrebende Qualität verstanden werden. Dies zeigt sich zum Beispiel in positiven Bezugnahmen auf ein mittleres Maß in unterschiedlichen Praxisfeldern, zu denen auch das Wohnen gehört. In einem Forschungsprojekt über das Mittelmaß³³ bin ich Konstellationen nachgegangen, in denen Vorstellungen von Mitte und Durchschnitt als positive Orientierungspunkte in unterschiedlichen Handlungsfeldern dienen. Seinen Ausgangspunkt hatte das Projekt in der Beobachtung, dass das Maßhalten mit dem Mittelfeld, das Erzielen mittlerer Einkommen oder die Zugehörigkeit zur Mittelschicht zunehmend wirkmächtige – und positive – Modelle für

sozioökonomisches Verhalten und Vorstellungen sind. Vorstellungen von Mitte und Mittelmaß werden in verschiedenen Feldern aufgegriffen. Dabei erfährt die üblicherweise negative konnotierte Vorstellung von Mittelmaß eine Re-Interpretation hin zu positiveren Bildern von Balance, Maßhalten oder Mäßigung und wird dabei in den Kontext von Diskussionen über Nachhaltigkeit, Postwachstum oder Entschleunigung gestellt. Teil des Projektes waren Entwicklungen im Bereich des städtischen Wohnens hin zu einem neuen Maßhalten, die in diversen Publikationen, Events, sozialen Bewegungen, Materialisierungen und Ästhetiken greifbar werden. Im Anschluss an die bisherigen Ausführungen geht es im Wohnen nicht um Extravaganz oder „extreme Varianz“³⁴, sondern um nachhaltige und klassische Qualität in unterschiedlichen Bereichen. Der kulturelle Kontext ist hier ausgezeichnet durch unterschiedliche Diskurselemente, von denen Bezug auf Maßhalten einer ist und sich einfügt in Debatten um Nachhaltigkeit und Ästhetiken der Reduktion.

Positive Bezüge auf damit zusammenhängende Elemente der Reduktion sind doppelt voraussetzungsvoll: Zum einen erfordert der Konsum gemäß ästhetischer und nachhaltiger Kriterien ökonomisches Kapital, zum anderen ist die Wertschätzung der damit verbundenen Einschränkungen und Kosten von entsprechendem kulturellem Kapital abhängig. Dabei ist das Zusammenspiel zwischen Abgrenzungen nach oben – gegen zu große Wohnungen oder zu extravagante Einrichtungen – und Abgrenzungen nach unten – gegen zu kleine oder minderwertige Wohnungen und nicht-nachhaltige Einrichtung sowie Massenware – ein konstituierender Faktor der positiven Bezüge auf die Mitte im Wohnen. Auch hier lässt sich so ein Wechselspiel zwischen notwendiger Begrenzung auf das Mittelmaß und positiver Bezugnahme auf diese Begrenzung ausmachen. Im Folgenden möchte ich einige Teile dieses Wechselspiel beleuchten. ³⁵Insbesondere im urbanen Rahmen ist die „middle class“ unter Druck: ³⁶Wohnraum ist knapp und teuer; auch für Angehörige der neuen Mittelklasse ist es schwierig, große Wohnungen zu bezahlen. Dies trifft insbesondere auf Städte wie München zu, lässt sich generell aber bspw. für Trendviertel in anderen deutschen Großstädten konstatieren. Ein solches Trendviertel ist das Rathenauviertel in Köln, in dem ich zu Orientierungen am Mittelmaß gearbeitet habe. Köln, mit über einer Million Einwohner*innen viertgrößte Stadt Deutschlands und bevölkerungsreichste Kommune Nordrhein-Westfalens, steht wie andere deutsche Großstädte vor dem Problem des Crowding und ist durch fortwährende Prozesse der Urbanisierung und Verdichtung betroffen. Der Neubau von Wohnungen kann den Wohnungsbedarf durch Bevölkerungszuzug nicht kompensieren, die Mieten in Köln steigen signifikant und liegen deutlich über dem deutschen Durchschnitt. Dies ist insbesondere der Fall für Trendviertel wie das Rathenauviertel. In den letzten Jahren ist hier ein Anstieg der Mieten von

über 9% zu konstatieren; zudem lässt sich hier auch eine Tendenz hin zu kleineren Wohnungen ausmachen, die im Durchschnitt acht Quadratmeter kleiner als der deutsche Durchschnitt sind. Bemerkenswerterweise wird dieser Zwang zur räumlichen Begrenzung – beispielsweise unter dem Label des „Downsizing“ – auch als eine positive Entwicklung hin zu mehr Nachhaltigkeit und zu neuen, notwendigen und qualitativ hochwertigen Wohnkonzepten verstanden. Verdichtungen durch Neubau oder innerhalb des Wohnbestandes, etwa durch Aufstockungen oder Sanierungen, sind insbesondere im Hochpreissegment angesiedelt und richten sich vor allem an Besserverdienende, im Fall von möblierten Apartments auch an Studierende. Köln hat zudem eine stark differenzierte Nachbarschaftsstruktur mit den sogenannten *Veedeln*, die spezifische Angebotsstrukturen mit Bezug auf Cafés, Bars, Kneipen und Geschäften, aber auch öffentlichen Plätzen, Parks oder Spielplätzen und Sozialstrukturen aufweisen. Verbunden mit den Gebäudetypen – attraktive Gründerzeitbauten etwa im Rathenauviertel oder in der Kölner Südstadt, die für das im zweiten Weltkrieg großflächig bombardierte Köln untypisch sind – begünstigt dies die Herausbildung von Trendvierteln und Entwicklungen der Gentrifizierung. Solche Prozesse der Verdichtung und Verdrängung sowie daraus resultierende Mietsteigerungen und ein Wohnraummangel werden wegen ihrer negativen Effekte auf Quartiere problematisiert, zum Beispiel durch Nachbarschaftsinitiativen.

Zudem lassen sich jedoch auch positive Bezugnahmen auf kleines Wohnen und neue Angebotsstrukturen ausmachen, auch im Rathenauviertel und ähnlichen Stadtteilen. Partiiell werden so auch negativ deutbare Entwicklungen mit Bezügen auf ein Maßhalten legitimiert und positiv gerahmt. So ließen sich in meinen Forschungen zum urbanen Wohnen in Köln und darüber hinaus deutliche Bezüge auf Begriffe der Mitte und des Durchschnitts feststellen, mit denen Wohnkonditionen gerechtfertigt und gedeutet werden.³⁷ Das Wohnen in kleineren Wohnungen bei zugleich steigenden Mieten durch – hier kommt das Beispiel der Neubühl-Siedlung in den Sinn – durchaus bessergestellte Familien, Paare oder Singles wird dabei zuvorderst nicht als Problem gedeutet. In Gesprächen mit Bewohner*innen des Rathenauviertels und anderer Stadtteile Köln kommen stattdessen Bezüge auf ein Maßhalten deutlich zum Tragen, wenn zum Beispiel argumentiert wird, dass das Leben in kleinen – aber nicht zu kleinen oder minderwertigen – Wohnungen wichtiger ist als große Quadratmeterzahlen, oder wenn ein praktischer Grundriss und Überlegungen zu Nachhaltigkeit herangezogen werden, um zu argumentieren, dass *zu* große Wohnungen zu groß und zu verschwenderisch seien.

Eine Interpretation für solche positive Bezugnahmen ist, dass dies eine Reaktion auf gestiegene Mieten und weniger Raum ist und somit eine Art des

Schönredens sozioökonomischer Probleme einer relativ privilegierten Gruppe junger Familien, Paare und Singles, die in Innenstädten und besonders in Trendvierteln wohnen möchten – und sich dies auch leisten können. Zu dieser Konstellation aus Attraktivität von Stadtteilen und den Vorteilen urbanen Wohnens kommen im Fall des kleinen Wohnens vermehrt Argumente der Nachhaltigkeit und des Umweltschutzes, ästhetische Aspekte und eine Orientierung hin zu neuen Wohnformen:

„Generell verliert in der neuen, urban orientierten Mittelklasse das Einfamilienhaus damit seinen Status als unumstrittenes Wohnideal, den es in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft besaß, und Stadtwohnungen erscheinen umso attraktiver.“³⁸

Damit verbunden ist angesichts der Situation auf den urbanen Wohnungsmärkten Deutschlands häufig eine räumliche Reduktion, die mit den oben genannten Faktoren koinzidiert. Der Trend zur gewollten Begrenzung von Wohnraum kann zudem in zahlreichen Publikationen und Kontexten gefunden werden; mit seinen impliziten und expliziten Verweisen auf Angemessenheit und Maßhalten ist er verbunden mit Diskussionen über Wohnen auf kleinem Raum, aber genereller auch mit Debatten über Postwachstum, ethischen Konsum und Nachhaltigkeit oder Minimalismus. Solche Bezüge auf ein Maßhalten im Wohnen sind zudem eng verknüpft mit ästhetischen Dimensionen des Wohnens, die Architektur wie Design betreffen – nicht unbedingt in Referenz auf das Neue Bauen und entsprechende Tendenzen des Möbelbaus – also etwa Typenmöbel und Entwürfe der Wohnbedarf AG –, sondern eher in Anlehnung an den Mid-Century Modernism skandinavischer Prägung oder an japanisches Interior Design. Wohlgemerkt handelt es sich bei diesen Trends insbesondere um hochwertige und hochpreisige Möbel, die wiederum auch für ihre Nachhaltigkeit beworben werden.³⁹ Dieser Trend ist ebenso sichtbar in den Möbelgeschäften am und um den Rathenauplatz und – mit Bezug auf das Konzept der urbanen Geschmackslandschaften von Rolf Lindner und Lutz Musner⁴⁰ – ebenso in Ladengeschäften und in der Inneneinrichtung von Cafés der Gegend. Ästhetische Trends der Reduktion und des Maßhaltens im Wohnen zeigen sich so nicht lediglich in der privaten Sphäre des Wohnens, sondern zudem im öffentlichen Raum, im Kontext von Möbelmessen und in den entsprechenden Publikationen.

Debatten über Maßhalten und Mittelmaß sowie ihr Vorkommen in der Werbung, in Magazinen, in der Inneneinrichtung wie auch der Nutzung des öffentlichen Raumes verändern Konditionen der Angemessenheit für urbanes Wohnen. Sie vermitteln zwischen Wahrnehmungen des Angemessenen und – bis zu einem gewissen Ausmaß – auch normalisierten Bedingungen des Wohnens für bestimmte Gruppen. Dies erstreckt sich ebenso auf ökonomische Logiken,

wenn etwa Immobilienentwickler mit mobilen und flexiblen Lebensstilen argumentieren und die Vorzüge kleiner Wohnungen – Nachhaltigkeit, Funktionalität, Skalierbarkeit oder die pragmatischen Vorteile einer Wohnküche – herausstellen. „Less is more“ wird dann von einer ästhetisch inspirierten Formel der Begrenzung als Strategie der Nachhaltigkeit zum Versprechen auf Renditeerwartungen durch Bauunternehmer und Investoren⁴¹, die kleine, funktionale und modulare „Micro-Apartments“ herstellen und vermarkten:

„Mit einer Wohnfläche von durchschnittlich 20 bis 30m² folgen die „Bonsai“-Apartments dem Motto „Mini Format – maximaler Komfort“. Alles ist vorhanden, was ein moderner Mensch zum Leben braucht: Licht, Bad, Möblierung und Deko in einemtrendigen Design-Look und schnelles Internet. Die Mieter sind bereit, für Ausstattung und Lage überdurchschnittliche Quadratmeterpreise zu bezahlen, was sich wiederum in höheren Renditen niederschlagen kann.“⁴²

Damit ist ein weiterer Faktor angesprochen, der im Kontext von Nachhaltigkeit und Begrenzungen im Wohnen eine Rolle spielt. In dieser Konstellation wird die Reduktion an individuellem Wohnraum aus unterschiedlichen Perspektiven aufgewertet, durch rechtliche Rahmenbedingungen und Förderlogiken bekräftigt und ökonomisch genutzt. Genauer zu betrachten wären hier insbesondere die „Übersetzungs-“ und „Abwägungsprozesse“ zwischen den unterschiedlich gelagerten Debatten und Faktoren: Wie lässt sich Nachhaltigkeit in Wohnfläche oder Möbelpreise übersetzen, wie verhält sich räumliche Reduktion zum „ethical selving“? So lässt sich etwa auf Seiten von Mieter*innen mit Bezug auf Maßhalten oder Mäßigung, aber auch auf durchschnittliche Wohnungsgrößen und Mietspiegel ein diskursives Wechselspiel zwischen einem „Schönreden“ und Rechtfertigen des Drucks des Wohnungsmarktes und neuen Ästhetiken, Orientierungen am „Downsizing“ oder an Nachhaltigkeit beobachten, das zwischen den Faktoren vermittelt.

Der Umgang mit dem Druck von hohen Mieten und der Wohnraumbegrenzung in Städten gestaltet sich so auch durch positive Bezüge auf ein Maßhalten, auf ethische Konzepte der Nachhaltigkeit wie auch auf ästhetische Dimensionen, die in dieser spezifischen Konstellation zusammenkommen. Gleichsam kann Reduktion und Begrenzung jedoch auch, das zeigt das Beispiel der Werkbund-siedlung Neubühl, aus einem Zusammenkommen anderer Gründe entstehen. Neubühl ist heute, folgt man der Darstellung der NZZ,

„noch immer eine sozialdemokratisch geprägte Genossenschaft, aber das Revolutionäre ist verschwunden. Die Wartelisten sind lang, die Einfamilienhäuser an der

Ostbühlstrasse mit den kleinen Gärten beliebt bei Familien mit Kindern. Viele ziehen nicht wegen der einzigartigen Architektur hierhin, sondern weil die Mietzinse im heutigen Vergleich tief sind.“⁴³

Historisch betrachtet war der Mietzins im regionalen Vergleich allerdings hoch. Mit Neubühl liegt so ein Beispiel vor, an dem sich zeigen lässt, wie der aktive Versuch, im Bereich des Wohnens eine Normsetzung zu forcieren, aussehen kann. Hier zeigt sich, wie ästhetische und architektonische Dimensionen, aber auch konkrete Materialisierungen bis hin zur Planung des Mobiliars und sozialökonomische Wertsetzungen zusammenkommen, bei denen eine Reduktion von Wohnfläche und Ausstattung trotz eines relativ hohen Mietzinses durch eine besserverdienende Mittelschicht positiv konnotiert wird, aber auch *entschlüsselt* werden muss. Darüber hinaus sind für das Beispiel Neubühl aber auch die angespannte Wohnsituation in Zürich selbst oder die wirtschaftliche Rezession, die sich ab ca. 1932 bemerkbar machte, wichtige Einflussfaktoren für eine positive Bewertung des kleinen Wohnens.⁴⁴

Beim Rathenauviertel liegt eine komplexere Konstellation vor. Auch hier werden in hohem Maße normative Vorstellungen referenziert, die sich aber zum einen gegenseitig überlagern und auch in Konflikt zueinander stehen können. Zum anderen stehen diese, wie ich in diesem Beitrag zu zeigen versucht habe, aus einem Wechselspiel zwischen freiwilliger Begrenzung und externem Druck zur Reduktion des Wohnraumes aufgrund von hohen Mieten und der Attraktivität bestimmter Viertel. In dieser Konstellation liegen unterschiedlich gelagerte normative Bezüge vor, deren Zusammenkommen eine positive Bewertung des kleinen Wohnens nach sich zieht. Nachhaltigkeit, spezifische Ästhetiken, Wohnen als soziale Verortung, wie auch ökonomischer Druck, die problematische Situation des urbanen Wohnens und nicht zuletzt eine Wertschätzung des Maßhaltens. Für das Rathenauviertel und andere Trendbezirke deutscher Großstädte ist der Bezug auf das Maßhalten eine wirkmächtige sozialkomparative Form des Nicht-zu-viel, aber auch des Nicht-zu-wenig. Solche Bezüge sind eingebettet in Konstellationen, in denen Fragen des Geschmacks und der Ethik zusammenkommen mit ökonomischen Fragen und städtischen Bedingungen. Über die unterschiedlich gestalteten positiven Bezüge auf Reduktion und Begrenzung bis zu einem gewissen Maß – also immer verbunden mit einer Abgrenzung nach unten – werden so Kriterien der Angemessenheit des Wohnens verhandelt und damit auch Fragen, was in bestimmten Milieus als angemessen und akzeptabel gilt, mit Bezug auf Größe, Design und Lage von Wohnungen. Die spezifische Konstellation, in der hier kleines Wohnen positiv bewertet ist, ist entsprechend multidimensional; Aufgabe der Empirischen Kulturwissenschaft oder auch der Wohnkulturforschung ist es, in diesem Sinne auch danach zu fragen, welche Rechtfertigungsordnungen verknüpft sind mit solchen

unterschiedlichen normativen Vorstellungen und Bezügen, wie sie sich historisch gestalten, aber auch in aktuellen Entwicklungen wie den hier skizzierten zum Ausdruck kommen. Wie also plausibilisieren Akteure ihre Wohnsituation des kleinen Wohnens, auf welche normativen Vorstellungen nehmen sie dabei Bezug und in welchem Verhältnis stehen in diesem Zusammenhang unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Vorstellungen wie etwa die Bezugnahme auf ein Maßhalten bei gleichzeitigem „ethischen Konsum“ hochpreisiger Möbel.

Bewohnerinnen kleiner Wohnungen im Rathenauviertel und anderen Quartieren rechtfertigen ihre Wohnbedingungen so über normative Vorstellungen von Maßhalten über Nachhaltigkeit und kritischen Konsum – wohlgernekt handelt es sich bei dieser Gruppe um eine sehr privilegierte. Während negative Effekte der Verdichtung, der Verdrängung, der steigenden Mieten und der räumlichen Begrenzung dabei zwar anerkannt werden, existieren sie doch im Verhältnis zu sehr positiven Bezugnahmen, etwa auf bestimmte Ästhetiken der Reduktion, der Nachhaltigkeit oder auch auf andere Verständnisse des öffentlichen Raums und Kriterien der Angemessenheit. Damit liegt hier ein Beispiel vor, wie im Bereich des Wohnens eine Vermittlung stattfinden kann zwischen räumlicher Begrenzung und hohen Mieten auf der einen Seite, und positiven Bezugnahmen auf Reduktion und Maßhalten auf der anderen Seite.

1 <https://www.nzz.ch/zuerich/die-ostbuehlstrasse-in-wollishofen-eine-oase-am-stadt-rand-ld.82891> (Zugriff am 8.10.2020).

2 Ebd.

3 Emanuel La Roche: Im Dorf vor der Stadt: Die Baugenossenschaft Neubühl, 1929–2000. Zürich 2019, S. 25.

4 <https://www.nzz.ch/zuerich/die-ostbuehlstrasse-in-wollishofen-eine-oase-am-stadt-rand-ld.82891> (Zugriff am 8.10.2020).

5 La Roche 2019 (wie Anm. 3), S. 69.

6 Ebd., S. 51.

7 Ebd., S. 44.

8 <https://www.nzz.ch/zuerich/die-ostbuehlstrasse-in-wollishofen-eine-oase-am-stadt-rand-ld.82891> (Zugriff am 8.10.2020).

9 La Roche 2019 (wie Anm. 3), S. 169 ff.

10 Ebd.

11 Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien 1998, S. 10.

12 Vgl. etwa Georg Wolfmayr: Der falsche Maßstab. Aushandlungen von Stadtgestalt im Wandel stadtplanerischer Leitbilder. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.): Andere Urbanitäten: Zur Pluralität des Städtischen. Wien 2018, S. 89117.

- 13 Andreas Reckwitz. Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne. Frankfurt a. M. 2017, S. 314.
- 14 Ebd., S. 317.
- 15 La Roche 2019 (wie Anm. 3), S. 25.
- 16 Moritz Ege/Johannes Moser: Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 120, Nr. 3–4 (2017), S. 237–238.
- 17 <https://www.ksta.de/koeln/ende-der-einfamilienhaeuser--gruene-fordern-veraenderung-bei-wohnungspolitik--33556808> (Zugriff am 8.10.2020).
- 18 Die Debatte ums Einfamilienhaus wurde Anfang 2021 durch eine Interview-Aussage des Fraktionschefs der Grünen, Anton Hofreiter, neu entfacht und auf die nationale Ebene gebracht. Vgl. bspw. <https://www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/gruene-eigenheim-debatte-101.html> (Zugriff am 21.2.2021).
- 19 Laura Gozzer: Zusammenschluss unter Druck. Genossenschaftliches Wirtschaften mit Wohnraum in München. In: Karl Braun/Claus-Marco Dieterich/Johannes Moser/Christian Schöholz (Hrsg.): *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg 2019, S. 506–513.
- 20 Sighard Neckel u. a. (Hrsg.): *Die Gesellschaft Der Nachhaltigkeit: Umriss eines Forschungsprogramms*. Bielefeld 2018.
- 21 Ege/Moser 2017 (wie Anm. 16), S. 238.
- 22 <https://www.ikea.com/de/de/this-is-ikea/sustainable-everyday/> (Zugriff am 8.10.2020).
- 23 Vgl. den Sammelband: Maria Grewe/Markus Tauschek (Hrsg.): *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt a. M. 2015.
- 24 <https://www.faz.net/aktuell/stil/mode-design/designfestival-in-kopenhagen-gibt-es-den-guten-konsum-16943488.html> (Zugriff am 8.10.2020).
- 25 Josée Johnston/Michelle Szabo: Reflexivity and the Whole Foods Market Consumer: The Lived Experience of Shopping for Change. In: *Agriculture and Human Values* 28, Nr. 3 (September 2011), S. 303–319. <https://doi.org/10.1007/s10460-010-9283-9>.
- 26 Josée Johnston: The Citizen-Consumer Hybrid: Ideological Tensions and the Case of Whole Foods Market. In: *Theory and Society* 37, Nr. 3 (Juni 2008), S. 229–270. <https://doi.org/10.1007/s11186-007-9058-5>.
- 27 Nathaniel Dafydd Beard: The Branding of Ethical Fashion and the Consumer: A Luxury Niche or Mass-Market Reality? In: *Fashion Theory* 12, Nr. 4 (Dezember 2008), S. 447–267. <https://doi.org/10.2752/175174108X346931>.
- 28 Lindsey B. Carfagna u. a.: An Emerging Eco-Habitus: The Reconfiguration of High Cultural Capital Practices among Ethical Consumers. In: *Journal of Consumer Culture* 14, Nr. 2 (Juli 2014), S. 158–178. <https://doi.org/10.1177/1469540514526227>.
- 29 <https://www.imm-cologne.com/events/events/das-haus/das-haus-2017.php> (Zugriff am 8.10.2020).
- 30 Matthias Zick-Varul: Ethical Selving in Cultural Contexts: Fairtrade Consumption as an Everyday Ethical Practice in the UK and Germany. In: *International Journal of Consumer Studies* 33, Nr. 2 (März 2009), S. 183–189. <https://doi.org/10.1111/j.1470-6431.2009.00762.x>.
- 31 Ebd.
- 32 Lara Gruhn: Ethik-Konsum: Empirische Annäherung auf drei analytischen Spuren. In: Karl Braun u. a. (Hrsg.) 2019, S. 213–222, hier 221.

- 33** Stefan Groth: Zwischen Ermöglichung und Begrenzung: Zur subjektiven Plausibilisierung des Mittelmaßes als normative Orientierung. In: Karl Braun u. a. (Hrsg.) 2019, S. 479–487. <https://doi.org/10.17192/es2019.0032>.
- 34** Reckwitz 2017 (wie Anm. 13), S. 317.
- 35** Teile der anschließenden Ausführungen folgen der Darstellung in: Stefan Groth: Of Good Averages and Happy Mediums: Orientations towards an Average in Urban Housing. In: Johannes Moser/Simone Egger (Hrsg.): The Vulnerable Middle Class? Strategies of Housing in Prospering Cities. München 2019, S. 29–48.
- 36** Moser/Egger 2019 (wie Anm. 35). <https://doi.org/10.5282/ubm/epub.61625>.
- 37** Groth 2019 (wie Anm. 33).
- 38** Reckwitz 2017 (wie Anm. 13), S. 316.
- 39** <https://www.moebelindustrie.de/presse/2931/vdm-pressemitteilung-zu-den-trends-anlaesslich-der-imm-cologne-2020.html> (Zugriff am 8.10.2020).
- 40** Rolf Lindner/Lutz Musner: Kulturelle Ökonomien, urbane ‚Geschmackslandschaft‘ und Metropolenkonkurrenz“. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1 (2005), S. 26–37.
- 41** <https://www.baulinks.de/webplugin/2017/0113.php4> (Zugriff am 8.10.2020).
- 42** <https://www.baulinks.de/webplugin/2016/1190.php4> (Zugriff am 8.10.2020).
- 43** <https://www.nzz.ch/zuerich/die-ostbuehlstrasse-in-wollishofen-eine-oase-am-stadtrand-ld.82891> (Zugriff am 8.10.2020).
- 44** La Roche 2019 (wie Anm. 3).